

Die wiedergewonnene Götterwelt

Autor(en): **Schott, Rolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **21 (1953-1954)**

PDF erstellt am: **02.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758709>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE WIEDERGEWONNENE GÖTTERWELT

Von Rolf Schott

Von Karl Kerényi geht eine Wirkung aus, die gewichtiger ist als Unterhaltung und Wissen, als die Spiele wissenschaftlicher Neugierde: er regt zu interessellos liebendem Erkennen, regt zum Schaffen an, zum Formen und Verlebendigen der Begegnungen mit dem tausendfältigen, zumeist unbeachteten Du der Umwelt, damit Mythos und Göttergegenwart daraus würden, ganz gegen die Uebereinkunft, daß es mit dem Mythos längst zu Ende sei.

Das Wesentliche an den Büchern von Karl Kerényi ist nicht, daß sie als Forschungsergebnisse einer Tag für Tag zu überholenden Wissenschaft hervorkommen, sondern daß sie voller Geheimnis und Hintergründigkeit sind und deswegen den Leser und Lauscher vorwärts, vielmehr in die Tiefe drängen, um dort ergriffen das delphische Geheimnis des eigenen Selbstes zu ahnen oder, etwa, zu erschauen. Dank Kerényi ist der antike Mythos endgültig aus der ehrwürdigen gipsernen Schrulligkeit antiquierter Aventüre herausgetreten und streng im Südlicht strahlende Parusie des Göttlichen geworden solchen, die nicht willens sind, sich von unserer entgötterten Zeit einschüchtern zu lassen. Gewiß haben unsere Dichter und mancher begeisterte Gelehrte schon längst die Götterwirklichkeit geahnt und geschaut. Aber wie wenige doch waren bisher geneigt, diesen Götterverkündern zu lauschen, hießen sie auch Goethe, Hölderlin und Hofmannsthal, Bachofen, Nietzsche und Walter Otto!

Jene Einschüchterung durch die Zeit aber ist nicht zum wenigsten dem analytischen Getriebe der spezialisierten Wissenschaften zu verdanken. Um so bedeutsamer wird es dann, wenn von einem zugleich gewissenhaften und begeisterten Altphilologen und Ergründer der antiken Religion solche Kräfte der Anregung zur Synthese, nicht Analyse, ausströmen. Seine lebendige und wiederbelebende Wissenschaft bringt ihn zu mehr als bloßen Hypothesen und Theorien; sie trägt ihn zu gewissen, unberührt in der Seele schlummernden archetypischen Bewußtseinslagen.

Die Auffassung oder, genauer genommen, das Begreifen der Mythologie als einer seelischen Erbanlage und die Berührung mit der so sehr befehdeten und doch so wichtig gewordenen Tiefenpsychologie wurde den mythologischen Beobachtungen Kerényis zweifellos ungemein förderlich. Es würde aber verfehlt sein, daraus

eine Hörigkeit zu erschließen, auf Grund deren sämtliche Betrachtungsergebnisse antiker Mythologeme lediglich als Verdienst jener neuen und wertvollen, aber auch schwere Gefahren bergenden Disziplin anzumerken wären. Unabhängig, ja unbeirrbar und zugleich in platonischem Geiste geht dieser Gelehrte seinen Weg. Es ist ein Weg, den die reinen Bildwerke, die sprachlich zuchtvollen Autoren des Altertums und, vor allem, die echten Dichter aller Zeiten erleuchteten.

Vor etwa Jahresfrist hat Kerényi in dem Buche «Die Mythologie der Griechen» (Rhein-Verlag, Zürich), das bereits auch in englischer, französischer und italienischer Ausgabe vorliegt, einen verzichtenden Inbegriff seiner Mythenforschung gegeben; verzichtend deshalb, weil hier nur berichtet, nicht aber gedeutet und kommentiert wird. Symbole sind ja nicht dazu da, um zerredet und interpretiert zu werden. Sie sprechen durch sich selbst. Es ist nur an dem, daß in früheren Mythologiebüchern, die meistens als Jugend- oder Schulbücher angelegt waren, diese Göttergeschichten mehr oder minder verfärbt herauskamen. Damit soll nichts gegen die vielen altehrwürdigen Bücher von Ramler, Moritz, Schwab, Schwenck und allen späteren gesagt werden. Aber sie sind allesamt zeitgebunden. Es fehlt ihnen sozusagen die archaische Medusenhaftigkeit, das in sich Antipolare der hellenischen Göttergestalten. Ist Kerényi nicht zeitgebunden? Insofern nicht, als er seine mythologische Essenz den frühesten Dichtern und Autoren oder solchen Alexandrinern und Lateinern abzwängt, die noch, im Gegensatz zu Lukian oder Ovid, die archaische Wucht aushielten. Wir möchten geradezu sagen, daß diese neue, so hart und unmittelbar rhapsodierte Mythologie etwas ist, das die Griechen *ἔνθεος*, gottbegeistert, genannt haben. Sie ist dichterisch oder, deutlicher gesagt, seherisch. Dabei von einer Schmucklosigkeit, die an die beste heutige Architektur erinnert. Adjektive sind sparsam angewendet und haben die große, unwiderstehliche Typenhaftigkeit der Homer und Hesiod, den bestürzenden, schattenlosen Glanz von geistigen Götterwaffen. Die vertrauten Namen werden einem plötzlich fern, fast schrecklich, weil die durch sie ausgesagten Gestalten immer und immer wieder das Obere und das Untere, das Lichte und das Nächtliche, das Holde und das Strenge, das Bestrickende und das Grauensvolle zu einer fast unerfüllbar scheinenden Einigung bringen. Das sind wahrlich nicht mehr die Götter, die wir auf dem Gymnasium gelernt haben. Das sind Gestalten, an denen man wächst oder zerbricht. Es ist, als ob Kerényi eine irrtümlich altehrwürdig gewordene allegorische Kruste entfernt habe, so daß das reine und symbolische Phänomen zutage trat.

Ein solches Buch ist geeignet, einen durch ein ganzes Leben zu begleiten, wenn man einmal bemerkt hat, daß es ein Meditationsbuch und, richtig erfaßt, ein religiöses Brevier sein kann, dessen Abschnitte dem Meditierenden immer tiefer werdende Inhalte erschließen: die Alten, die mit ihren Mythen weit inniger verbunden waren, als wir, wenigstens heute, mit den Geschichten des Alten und Neuen Testaments, sind fromme und ungezierte Menschen gewesen, wenn sie die Nähe des Gottes fühlten; und sie fühlten sie oft, weil sie im Grunde alle Dinge göttlich wußten. Ein Abglanz echter antiker Religiosität liegt über Kerényis Buch und ist recht glücklich untermalt durch die als Anhang beigegebenen 66 Darstellungen auf antiken Gefäßen, deren Bildsprache die wörtliche Aussprache des Buches gleich mächtig sekundiert. Auch diese Bilder wirken zunächst fern und fast furchtbar, bis eine ganz neue Vertrautheit, wie in den vorausgegangenen Göttergeschichten, die heiligen Gestalten uns zufreundet und unsere Museumshypnose löst.

Die innere Größe des Buches darf nicht vergessen lassen, mit welchem Fleiß, mit welcher Hingabe das alles an Hand der ganz ursprünglichen Quellen zusammengefügt worden ist wie ein mächtiges und kompliziertes Mosaik, bis daß eine «Griechische Mythologie für Erwachsene» zustande kam, wie Kerényi in seiner Einführung bemerkt. Was will das besagen? Unseres Erachtens nichts weniger als eine unendlichfältige Antwort auf die unendlichfältigen Fragen, die sich aus den Leiden und Taten, den Erfahrungen und Resignationen unserer Seele ergeben: eine Psychologie des Menschen, wenn man will.

Mythologie ist Zwiesprach mit Göttern, die uns bildhafte Antwort auf unser inneres Fragen geben durch ihr unsterbliches Darleben der Urseinsgeheimnisse: Masken, die der Ewige trägt und wechselt. In diesem Bewußtsein nehmen wir es begreifend hin, daß der lichte, unnachsichtige Apollon allem, was er liebt, gefährlich ist und daß es ihm in allem nach außen hin gewendeten Lieben nicht glücken darf; daß Eos, die rosenfingrige Gottheit des jungen Tages, unstillbar in der Liebe ist; daß jener Schleier der «weißen Göttin», Ino Leukothea, welcher den Odysseus aus dem Groll der poseidonischen Salzflut errettet hat, von den Mysteren der samothrakischen Kabiren wider die Gefahren des Meeres immer auf dem Leibe getragen wurde. Wer vermöchte je die unerschöpfliche Gleichnissprache und Bilderwelt der hellenischen Mythologeme auszuschöpfen? Der Besitz dieses Buches macht uns sehnsüchtig nach einem künftigen von Kerényi über die Heroen und einem dritten über die Mysterien. Sie sind geplant, sie stehen in Aussicht.

Es ist erstaunlich genug, daß Karl Kerényi kurz nach der geisti-

gen Anstrengung dieser hellenischen Mythologie imstande war, bereits zwei neue, in ihrer Art sehr fesselnde, wenn auch nicht so umfängliche und dichte Publikationen herauszubringen, deren Wert und Reiz untereinander, aber auch von der Mythologie verschieden sind, nämlich einen bis zur Sprödigkeit kühlen, aber ungemein belehrenden Traktat über die Göttin Pallas Athene (Die Jungfrau und Mutter der griechischen Religion, Heft XII der Neuen Folge der *Albae Vigiliae*, Rhein-Verlag, Zürich, 1952) und ein sehr subjektives Stundenbuch und Diarium aus Griechenland (Stunden in Griechenland, Rhein-Verlag, Zürich, 1952).

Als spröde wurde die Abhandlung über Pallas Athene bezeichnet. Das darf nicht als abschätziges Wort aufgefaßt werden; denn dieses Wort befindet sich in Uebereinstimmung mit dem Wesen der sprödesten, der unzugänglichsten und dennoch manifestesten Gottheit der alten Griechen, welcher der schönste sichtbare Tempel der Erdenwelt erbaut worden ist. In ihr ist vielleicht die schwierigste harmonikale Ausgleichung von Polaritäten gegeben, die uns, besonders nach der Führung durch Kerényi, an allen großen Göttern der Griechen so sehr auffallen muß.

Zwei Gegebenheiten vor allen anderen schließen das Wesensgeheimnis der Göttin ein, von der die Stadt der hellenischen Städte den Namen hat: die gleichsam geistige Empfängnis und die intelligible Geburt aus dem Haupte des Vaters Zeus einerseits und die Aigis mit dem furchtbaren Gorgonenhaupt andererseits, diese integrierenden Bestandteile von Athenes Gewandung. Gewänder der Götter aber sind nicht Schalen und Häute, sondern Wesensaspekte.

Es muß hervorgehoben werden, daß dieses wie jedes andere Buch von Kerényi nur sich solchen Menschen erschließen kann, die das in sich haben, was ich «inwendige Antike» genannt habe¹.

Eine Gabe für Menschen mit inwendiger Antike, aber auch für Philhellenen im spezifischen Sinne, schließlich für Bibliophile, also für lauter Leute, die zu lieben vermögen in allen Schwingungen zwischen Verliebtheit und Opfer, ist das kleine, auch vom Verleger (Rhein-Verlag, Zürich, 1952) ungemein reizvoll präsentierte Buch «Stunden in Griechenland» (*Horai Hellenikai*). Dieses Libell entwickelt sich in einer zwanglosen Suitenform. Man könnte die einzelnen Stücke und Aspekte etwa auch mit Edelstein-, Blumen- oder Kräuternamen symbolisieren. Sie haben verschiedenen Ausführungsgrad; alle Uebergänge zwischen stichwortartiger Aufzeichnung und Maxime, zwischen Skizze und Reisebrief, zwischen literarischer Tonmalerei und Memoiren sind bemerkbar. Hinzu kommt

¹ Vgl. R. Schott: «Reise in Italien» (Erlebnis und Deutung inwendiger Antike), 3. Aufl., Dresden, 1925; besonders S. 167, 171 f. und 179 f.

die ausgezeichnete Illustrierung durch einen vergessenen Meister und Gelehrten, den Baron von Stackelberg, einen Philhellenen aus jener entzückenden Zeit des «Kleinen Hydrioten», des romantisch verträumten Klassizismus, der Rottmann-Landschaften, der schönen levantebauen, grausamen Zeit, da Byron seinen Namen in eine der schaumweißen, windverschliffenen Säulen auf dem Kap Sunion einmeißelte. Diese feinen, in liebevollster Kleinarbeit durchgeführten Trachtenbilder, diese großgesehenen Steinzeichnungen griechischer Landschaften sind ein glücklicher Fund Kerényis. Es käme nun darauf an, den verehrungswürdigen Herrn von Stackelberg nicht wieder zu vergessen.

Das Buch setzt ein mit einem Aufsatz «Neugriechen», den die Leser dieser Zeitschrift bereits kennen; er wurde in ihr anlässlich des 75. Geburtstages von Hermann Hesse veröffentlicht und mutet wie ein Skizzenbüchlein nach natürlich geratenen menschlichen Modellen an, die bei uns im komfortablen und sorgsam kanalisierten Europa nur noch im Literaturmuseum zu figurieren scheinen. Und nun kommt Kerényi, noch ganz selbst, noch nicht sich nach außen hin entwirkend, sondern gewissermaßen nur in Wortknospen und Interjektionen aufkeimend: «violetter Meer» — «Süße von Sein und Nichtsein» — «die Kreidefarben von Megara» — «Die Propyläen aber immer ein Fest» — «Sie mit verklärtem Lächeln: Demeter». Man kann diese Aufzeichnungen aus dem März 1952 von einer der kürzesten Reisen Kerényis im gleichen Buche abwägen gegen Notizen und Briefstellen von 1929 (Griechenland) und 1935 (Lesbos), so daß drei Lebensphasen hervortreten. Was uns dabei überrascht hat, ist die Beobachtung, daß die gedrängten, auf ein Letztes, sibyllisch Notwendiges zusammengepreßten, fast wie eine Zen-Malerei anmutenden Bemerkungen von 1952 jünger, frischer, enthusiastischer wirken als die vor 17 und 23 Jahren gemachten, offenbar gerade weil nun die Wissens- und Weisheitsspuren des ausgereiften Alters den Sinn und den Halt geben.

Es wird aber gut sein, nicht nur bei diesen letzten Veröffentlichungen zu verweilen, sondern wenigstens eine Erinnerung an frühere Bücher Kerényis wachzurufen, die bei aller pflichtgemäßen und rühmenswürdigen Wissenschaftlichkeit doch stets des Gottes voll waren und sind. Und das ist ihr Preis und ihr Bleibendes, wage ich zu sagen. Kerényis Werke sind Variationen über göttliche Epiphanie. Das war es, was mich gewonnen und geradezu berückt hat, als mir vor vielen Jahren ein Freund Kerényis Studie über «Das göttliche Mädchen» (1941, Amsterdam) schickte. Da war mit dem ersten Wort plötzlich die Anadyomene gegenwärtig: Protogonos Kore. Später kamen die anderen Göttergestalten, großfigurig, ein-

gefangen in sein zunächst fremdartig und schließlich so vertraut und überraschend sprachbildnerisch anmutendes Wort, kamen Apoll und Hermes, Asklepios und Prometheus, die Sonnentöchter, viele, viele kamen, wie aus Erz und Licht gebildet. Der ganze Olymp, schon in ein unfaßliches Dämmerungsland zurückgesunken, trat wieder hervor, mächtig strahlend und tönend, erschreckend, beglückend, neuartig und wie nie gekannt, gleich jenen Pforten am Florentiner Baptisterium, die jüngst zu ihrer ursprünglichen goldenen Pracht wiedererstanden sind, nachdem man zuvor die Staubkruste der Jahrhunderte irrtümlich für Edelpatina genommen hatte.

Einen Inbegriff von alledem enthält das vor kaum Jahresfrist neu aufgelegte Werk von Kerényi in verbesserter Ausgabe «Die antike Religion» (Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf/Köln, 1952) mit dem Untertitel «Ein Entwurf von Grundlinien». In der Tat sind darin Grundlinien eines inwendigen mythischen Seins gezogen. Dieses Buch stellt eine Philosophie des antiken religiösen Gefühls dar. Sein Grundgedanke ist wie ein Strahl aus Platons Ideenwelt: Kerényi erkennt die griechische Mythologie «als eine Kunst neben und in der Poesie». Das Mythologische ist bei den Alten so sehr Kunst geworden, daß es durch sich und für sich spricht, die Welt erklärt und sie auf religiös künstlerische Weise durchsichtig machen kann, wie in anderen Zeiten Gedichte und Symphonien sie aufhellen. Es ist mithin gar nicht verwunderlich, daß aus der Antike keine eigentlich «heiligen Schriften» überliefert sind. Die Kunst ihrer Mythologie ist selber das große heilige Buch der Griechen. Ihre Mythologeme sprechen für sich und sind nicht zur Welterklärung erfunden, vielmehr ein Licht, welches die Zeiten in sich entzündet haben. Dieses Licht ist die Antwort des Menschen auf das Erschauern vor dem Göttlichen und drückt sich gleicherweise in Kulturen und Mythologemen aus, die in Wechselwirkung zueinander stehen. Denn kultische Handlungen stellen Mythisches dar, wie dieses wiederum das Kultische faßlich macht. Beidem freilich ist der heutige Mensch derart entfremdet, daß er den Kult und seinen mythisch-religiösen Gehalt fast nur noch als einen Brauch empfindet.

Es ist hier nicht angängig, die Fülle dieser Arbeit auszuschütten, und es kann auch nur gestreift werden, was zur römischen Religion in ihr bemerkt worden ist. Wenn die griechische Religiosität laut Kerényi «schauendes Wissen des festlichen Menschen» ist, so wirkt die römische Religion im Verhältnis zur durchsonnten Augenreligion des Griechentums blind und unsinnlich, auf nackte und nüchterne Zeichen gegründet. Sie mutet nicht weit und räumlich an, nicht so selig erfüllt von den Licht- und Formenwundern der

blauumspülten hellenischen Inselwelt, sondern geduldig sich öffnend und lauschend auf die eherne Stimme des Fatums, den «Urtext des Geschehens», wie Kerényi sagt.

Aber das letzte Kapitel ist vielleicht das merkwürdigste; es handelt vom Tode und vom Nichtsein. Nach Kerényi knüpft die antike Religion nicht primär an das «Anderssein» nach dem Tode an, und die Sterblichkeit wird als eine Form des Nichtseins im Vergleich mit dem Sein der Götter empfunden. Die Idee des Lebens bedingt die Idee des Todes und umgekehrt. Aber alles das steht im Zwielicht der Doppeldeutigkeit, und es ist durchaus möglich, daß sich die Schrecken des Todes in Süßigkeit verwandeln und andererseits unsere Geburt ins irdische Dasein hinein als eine Art Hinübersterben in eben jene Form des Nichtseins ist, dessen schleierige Existenz überhaupt ein dauerndes Hinsterben ist. Die antiken Mysterien haben wohl kaum zu sagen vermocht, wie das Anderssein nach dem großen Hinübergang geartet ist, weil diese Aussage ja unmöglich ist. Aber sie haben es durch ihre Symbolik sicherlich bis zu einem gewaltig erschauern machenden Erleben des Geheimnisses zu bringen verstanden. Wenn nun Kerényi sagt: «Die Idee des Todes ist für das schlummernde und sich immer mehr verlierende Bewußtsein nicht nur Wasser für das ausgehende Feuer, sondern zugleich wie Oel . . .» — so ist dieser Satz vielleicht ein Widerglanz von den tröstlichen Gebilden, mit denen die Alten den Schritt durch die dunkle Pforte begleitet haben. Der Tod selber ist ja gewissermaßen nur ein mathematischer Punkt auf der unendlichen Linie, welche das Sosein und das Anderssein erst zum ganzen Leben zusammenfaßt. Offenbar empfanden die Alten jenes Anderssein nach dem Tode als eine Rückkehr in die mütterliche Sphäre, welche die Wurzeln des Seins enthält und die Allwelt unaufhörlich neu gebiert.

Einen schließlichen Hinweis dürfen wir uns nicht versagen. Karl Kerényi ist auf eine ganz einzige Art mit der Poesie verbunden, nicht bloß, begreiflicherweise, mit der antiken, sondern ganz ebenso stark mit der neuen Dichtung, zumal der deutschen. Wie ein feines Geschmeide durchziehen die begeisterten Worte und Kadenzen der Dichter seine Schriften und geben ihnen musischen Glanz. Die Wirklichkeit der dichterischen Wortform offenbarte diesem Gelehrten und andächtigen Chronisten des Olymps ihren den seligen Göttern tief verwandten Ursprung aus dem silbernen Ei der Urnacht, aus dem «der Sohn des wehenden Windes, ein Gott mit goldenen Flügeln» hervortrat: Eros, der Liebesgott.

Et hoc meminisse iuvabit.